

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 30 (1926-1927)
Heft: 8

Artikel: Das zweite Leben [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das zweite Leben.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Zweites Kapitel.

Der Frühling war da, als Magnus Im Ebnat die Welt wieder sah. Wenn er im Hof des Gefängnisses mit den übrigen Unglücksgefellten sich hatte ergehen dürfen, immer im Kreise, immer denselben Weg der hohen Hofmauer entlang, hatte auch der blaue Himmel über ihnen geleuchtet. Die Sonne war auf das Pflaster gefallen, und Vogelsingen hatte über die Mauer herübergeklungen; allein es war doch nur wie ein Trugbild der Welt gewesen, der Welt, in die man nicht hineindurfte, die da kein Ganzes war. Nun sah er das volle, lückenlose Bild, weite grüne Matten, dunklere Wälder, blauen Bach und leuchtenden Himmel. In allen Büschen sang und zwitscherte es. Leben war hier und Weite und freie, köstliche, flimmernde Luft.

Magnus Im Ebnat ging in einem dunkeln Anzug. Obwohl angemessen, saß dieser fast wie das Büßergewand weit an den hageren Gliedern, und die Armgelenke und Hände wie das Gesicht erschienen noch bleicher als in der Zelle. Auf dem dünnen, braunen Haar saß ein weicher, schwarzer Filzhut. Gepäck hatte der Wanderer keines bei sich. Seine Habseligkeiten wollte er sich später holen, wenn er wußte, wie — alles werden sollte. Nur einen kleinen, runden Korb trug er in der Hand, den ihm der Pfarrer geliehen hatte. Er ließ sich damit auf einen weißen Randstein an der Straße nieder, die querfeldein von der Strafanstalt ins Land hinausführte. Dann öffnete er den Deckel ein wenig und sah hinein.

Ein Girren scholl ihm entgegen.

„Was machst du, Hans, guter Hans?“ fragte er.

Dabei kam ihm etwas vor den Atem, als quelle ein Schluchzen in ihm auf. Lange, endlose Zeit in enger Zelle wurde wieder lebendig. Die Zelle hatte ein kleines Fenster. Ein Splitterchen Tag hatte hereingeschienen. Wie war das Heute verschieden vom Gestern!

Er zögerte weiterzugehen. Das Körbchen schließend, schaute er sich um. Die Wiesen blühten. Ein Schaum von Gelb war über sie hingestreut. Auch die Bäume prangten. Schneeweiße Niesenssträuße, standen sie auf grünem Grund. Dort flatterte ein Schmetterling und schillerte wie eine lebendig gewordene Blume. Aus einem

Bauernhose drüben stieg ein Räuchlein empor, dünn und blau und zitternd in der heißen Luft. Die Brust wurde Magnus eng. Er sah alle die Pracht, die Wunder ringsum. Er durfte das alles sehen. Niemand durfte es ihm wehren. Er war frei. Er konnte nicht mehr in Strafe kommen.

Endlich stand er auf. Er hatte eine beträchtliche Wanderung vor sich, aber er gedachte sie ganz zu Fuß zu machen. Eile hatte er ja doch nicht. Die Gegend war schön. Wer wußte, ob auch die nächste Stunde so bleiben würde! Er schritt bürbeß zwischen den blühenden, warmen Wiesen hin, manchmal auch eine Weile durch Wald, ein andermal durch ein Dorf. In den Ortschaften häufiger als unterwegs begegneten ihm Menschen. Er zog immer freundlich den Hut vor ihnen. Manche sahen ihn an und grüßten ihn ebenso freundlich oder zögernd oder mürrisch wieder, andere achteten seiner nicht. Zuweilen schien ihm auch, als ob einer oder der andere mißtrauisch sei; einmal glaubte er zu hören, daß zwei Frauen hinter ihm berieten, wer er wohl sein möge. Wenn er aber ein herzliches „Guten Tag“ hörte, rührte es ihn immer fast zu Tränen; so sehr freute er sich über einen solchen Gruß.

Hinter einem Dorfe stand an einem mit Draht vergitterten Wiesenzaun ein kleines Mädchen. Das hatte einen Ball hineingeworfen und mühte sich umsonst, ihn wieder herauszubekommen. Dem Weinen nahe, blickte es ihn an, als er näherkam. Er sah darüber einen Rechen stehen, holte ihn und fischte mit dem das Spielzeug des Kindes heraus. Dieses hatte den Kopf voll blonder Locken und erhob vergnügte, schöne Augen zu ihm, als er ihm den Ball reichte. Dann dankte es ihm halb verlegen, halb zutraulich. Er hatte so lange kein Kind mehr gesehen und konnte den Blick gar nicht von dem lieblichen Gesichtlein wenden. Weil er aber nicht wußte, was er sagen sollte, schritt er weiter, kehrte jedoch plötzlich zurück, öffnete sein Körbchen und ließ das Mädchen die Taube sehen.

„Gelt, das ist lieb?“ fragte er.

Und die Kleine bewunderte nach Kinderart: „Nein, wie schön!“

„Hans, heißt sie,“ erzählte er.



Davos, über Nacht.

Phot. G. Meerfämper, Davos.

Die Taube hob beim Klang seiner Stimme den Kopf.

Das Kindchen strich mit einem furchtsamen Finger über das weiße Gefieder des Vogels. Gerade so furchtsam legte er einen Augenblick seine Hand auf sein blondes Haar.

Wohl ein dutzendmal drehte er sich um, als er dann seinen Weg fortsetzte.

Das Kindlein stand und winkte.

Auch er wehte mit der Hand. Lange trie-

ben sie das Spiel, und es tat ihm leid, als ein neues Waldstück ihm den Anblick des kleinen Mädchens entzog.

Während er an einem Rain das Mittagsbrot verzehrte, das der Pfarrer Ott ihm mitgegeben, mußte er wieder an die Anstalt denken. Jetzt war dort auch Mittagszeit. Es überlief ihn kalt. Wenn er wieder dorthin zurück mußte! Wenige Stunden war er nun fort, und schon schien ihm der Gedanke unerträglich.

Es ging gegen den kühlen Abend, als er dem Dorf Gerikon sich näherte, das sein Ziel war. Den spitzen roten Kirchturm hatte er schon lange über die Bäume ragen sehen. Der Turmhahn glänzte in der Abendsonne. Eine Glocke läutete. Die gedämpften, manchmal vom Winde oder durch irgendeine Fernwirkung unterbrochenen Klänge schienen mit dem Goldschein verwoben, den der Abend über die Gegend legte. Das Singen und Schimmern war so wundersam, daß er seinen Einzug fast im Gefühl hielt, es sei Sonntag oder ihm oder anderen zulieb im Dorf eine Feierlichkeit.

Er hatte den Ort nie vorher gesehen, allein er wußte seinen Weg nach der Weisung des Anstaltsgeistlichen und sah auch schon von weitem sein Ziel, das Häuslein der Schwester, vor sich, das ziemlich am Ende der Straße, in welche er einbog, lag und wie manche andere eine Firmentafel trug.

In guter Stimmung kam er an dieses letzte Haus der nur wenig gebogenen Straße. Es war gerade so sauber weiß getüncht wie die meisten anderen, und seine Fensterläden leuchteten in einem freundlich dunkeln Grün. Eine Holztischplatte über einem kleinen Laden im Erdgeschoß besagte, daß hier die „Handlung“ von Elise Im Ebnet sei. Zwei Steintritte führten zu seiner Tür. Das einzige Schaufenster daneben enthielt eine Pyramide aus Seifenstücken, ein paar Suppenwürzeflaschen, Schokoladentafeln, Konservenbüchsen und dergleichen schöne Dinge mehr, und es schien mehr ein nüchterner denn ein künstlerischer Sinn, der das alles hart und unvermittelt nebeneinander hingestellt. Im Laden befand sich niemand. Als Magnus auf die Klinke drückte, bemerkte er, daß die Tür geschlossen war. Nun hätte er wohl an dem eisernen Griff ziehen können, der die Ladenklingel in Bewegung setzte; allein irgendwie scheute er sich, wie ein Kunde die Schwester zu bemühen, bog daher um die Hausecke und trat, auch da über einige Stufen hinansteigend, in die Wohnung, die zu seiten und im Rücken des Ladens sich befand. Zwei Schilde neben der Haustür wiesen ihn zurecht, von denen das eine den Namen der Schwester, das andere denjenigen des Hauseigentümers und Gemeindefchreibers Schultheß trug. Ein Flur führte an eine Gemachstür. Auch diese war geschlossen. Als er anklopfte und auf eine Antwort lauschte, gurrte seine Taube in ihrem Korbe, drinnen aber

regte sich nichts. Indessen stieg aus einem Kellergeschloß, zu dem neben der Tür ein Eingang offen stand, jemand mit schlürpfendem Schritt herauf, und Magnus wunderte sich nicht, daß gleich darauf die Schwester vor ihm stand. Sie trug eine frisch gefüllte Petroleumblechkanne in der feuchtfetten Hand und war ein mittelgroßes, grobknochiges Frauenzimmer mit rauhem schwarzem Haar und einer gesunden, unzerknüllten Haut. Sie war nicht häßlich, sondern mochte vielleicht in noch jüngeren Tagen ein ganz ansehnliches Äußeres besessen haben; doch war ihr nichts von dem weichen Reiz der Jugend zurückgeblieben. Nur die großen braunen Augen mit den wie hohe Regenbogen so gleichmäßig darüber hinweggeschwungenen Brauen milderten ein wenig den männlichen Ausdruck ihrer Züge.

Die Elise Im Ebnet stutzte einen Augenblick, als sie Magnus so plötzlich erblickte. Dann sagte sie: „Ah, da bist du?“ und schaute auf ihre petroleumfeuchte Hand nieder. „Ich kann dir nicht klöpfen,“*) erklärte sie.

Sie sprach die unschöne Mundart der dortigen Gegend mit besonders breiter Härte.

Magnus legte die Hand auf den dunkelgestreiften Ärmel ihrer Flanellbluse. „Schon gut,“ erwiderte er. Seine Hand war schwächer als die ihre, seine Stimme sanfter.

Sie schloß ihm die Wohnung auf. Er kam in einen wenig hellen Vorraum, wo sie ihn ein paar Minuten stehen ließ, während sie ihre Kanne in den Laden trug.

„Du mußt entschuldigen, ich habe eben meine Arbeit,“ bemerkte sie, zurückkommend.

Magnus schien, sie habe alles, was sie sagte, sich vorher überlegt; denn es klang so angelehrt und beflissen. Freude war sicher nicht darin.

Jetzt führte sie ihn in ein Wohnzimmer, in dem er bekannte alte Möbel stehen sah, die sie beide von den Eltern ererbt und schon beim Vormund gehabt hatten.

„Ich will dir auch gleich zeigen, wo du dein Zimmer hast,“ erklärte sie eilig.

Seine Tür lag hinter einem großen, dunkeln Schrank, der im Flur stand. Es sah aus, als käme man in eine abgetrennte, entlegene Behausung. Aber auch da fand er bekannte Möbelstücke, und die weißen Vorhänge an dem

*) Die Hand geben.

ins Grün einer Wiese hinausschauenden Fenster ließen in der Sonne das Muster ihres billigen Spitzenwerks freundlich schimmern.

„Hast du kein Gepäck?“ fragte Elise.

„Ich hole es morgen,“ antwortete Magnus.

Da tat sie die drei Schublade einer braunen Kommode und einen Schrank auf und zeigte ihm Kleider und Wäschestücke. „Deine Sachen,“ murrte sie.

Er dankte, nahm ihre Hand, wunderte sich, wie rau diese war, und spürte ihr leises Widerstreben, während er sie drückte.

Elise blickte auch merkwürdig unruhig um sich, als ob sie Angst habe, mit ihm allein zu sein. Ein ähnliches Unbehagen befiel auch ihn. Sie fühlten beide, daß sie von Vergangenen sprechen sollten, aber besonders Elise schien bestrebt, den Augenblick hinauszuschieben.

Sie näherte sich plötzlich der Tür. „Du mirst dich zurechtmachen wollen,“ sagte sie. „Nachher mußt du etwas essen.“

Sie hielt schon die Klinke in den Händen, aber Magnus sagte, er brauche nicht lange, und bat um etwas Wasser für die Taube. „Sie ist mir vor Jahren zugeflogen,“ erzählte er, indem er den Korb öffnete.

Elise schaute auf das Tier und dann auf ihn. Sie dachte daran, woher er kam.

In diesem Augenblick ertönte die Ladena Klingel. Elise wendete sich um und durchschritt den Flur. Magnus, die Taube auf der Schulter, folgte ihr wie ein Kindlein, das sich an der Mutter Schürze hängt; allein sie machte ihm die Ladentür vor der Nase zu. Er sah wohl, wie sie besorgte, daß er ihr folgen möchte. Da erschien ihm der Flur plötzlich sehr dunkel. Fast hatte er ein wenig Verlangen nach seiner Zelle. Neben der Wohnstube sah er die Tür zur Küche geöffnet. Die Taube war durstig; er trat hinein, um ihr Wasser zu geben, obgleich ihm selbst schien, er nehme sich zu große Freiheit. Es ist doch deine Schwester, bei der du bist, tröstete er sich.

Elise kam gleich zurück. Sie war hochrot im Gesicht. „Da bist du?“ sagte sie. Die Worte klangen wie: „Was suchst du da?“

„Ich habe mir erlaubt, das Wasser selber zu holen,“ antwortete er freundlich.

Sie wandte ihm den Rücken und trat in die Wohnstube. Aber nach einer Weile holte sie ihn zum Essen. Er fand einen Teller und ein Glas.

„Daß es dir schmecken,“ sagte Elise. Sie gab sich sichtlich Mühe, ihm die Heimkehr nicht schwer zu machen; es gelang ihr nur nicht gut, ihr Gemüt half ihr nicht dabei.

Magnus ließ sich nieder. Die Taube flog auf die alte Kommode, die in der Stube stand. „Wenn dir das Tier unangenehm ist, trage ich es hinüber,“ sagte er zur Schwester.

„Daß nur,“ antwortete sie, aber es klang sehr knapp.

Er schnitt sich Brot und nahm von der ihm vorgesezten Speise.

Plötzlich fühlten beide, daß es sehr still geworden war. Sie suchten nach Worten und fanden keine gleichgültigen mehr. Die Vergangenheit stand nun doch auf. Sie war wie eine dunkle Wolke, die immer schwärzer wird und immer schwüler droht.

Elise setzte sich ebenfalls. Auf einmal stöhnte sie.

Magnus Im Ebnet schwieg. Der Bissen quoll ihm im Munde. Er erfuhr jetzt, daß er die Welt, in die er nach so langer Zeit wieder getreten war, nicht ansehen durfte wie die anderen Menschen, daß er ein anderer als sie war, und daß sie ihn als einen anderen betrachteten. Aber eigentlich war er mehr erstaunt als erschreckt. Noch erfüllten ihn die stille Neugier, mit welcher er aus der Anstalt getreten war, und die wunschlose Ruhe und Genügsamkeit, die seine Befreiung in ihm auslöste.

„Ist es dir sehr unangenehm, daß ich gekommen bin?“ fragte er die Schwester.

Diese preßte ein baumwollenes Taschentuch an den Mund und versicherte: „Nein, nein!“

Dann schaute sie aus dem Fenster und nagte an der Lippe. „Es ist nur schwer zu tragen,“ sagte sie.

„Die Menschen wissen es auch alle,“ fügte sie bald hinzu.

„Ich wäre nicht gekommen, wenn ich gewußt hätte, daß es dir so lästig wäre,“ sprach Magnus, worauf sie rasch versicherte, das solle er nicht sagen, sie habe ihm ja geschrieben, daß er kommen solle. Sie gehörten ja auch zusammen. Und wo er denn sonst hin wollte?

Ihr Ton war heftig, doch schien sich Rührung dahinter zu verbergen.

Magnus fühlte, daß es unnütz war, zu reden und zu rechten. Er saß und blickte in den Tisch.

Und sollten sie nun von ihrer Jugendzeit sprechen? Sie suchten nach den Brücken. Aber sie kamen nicht dazu. Lange — lange schwiegen sie. Die Taube auf dem Schrank äugte mit zierlich geneigtem Kopfe nach den beiden stummen Menschen.

Endlich raffte Elise sich wieder zusammen. „Wenn es dir recht ist, so will ich nachher mit dir zum Gemeindeschreiber hinaufgehen,“ sagte sie. „Es wird anständig sein, daß du ihn gleich auffuchst, weil du doch bei ihm arbeiten sollst.“

Magnus spürte, daß ihr der Gang schwer wurde. „Ich kann auch allein gehen,“ schlug er vor.

Aber das wollte sie nicht haben.

So stiegen sie denn nach einer Weile ins erste Stockwerk hinauf.

Der Gemeindeschreiber saß in einer großen, hellen Stube, die ein Holzgeländer in einen größeren und einen kleineren Raum teilte. Während jener leer und für die Besucher der Amtsstube bestimmt war, enthielt dieser mit Büchern und Akten belegte Tische und einen Eisenschrank. Der Gemeindeschreiber Ludwig Schultheß beugte sich über ein großes Buch. Er war ein älterer, untersehter Mann mit einer platten Stumpfnase, einem Rundbart und einer Brille, über die er nun, die Stirn hochgezogen, nach den Eintretenden blickte.

Magnus Im Ebnet war gefaßt darauf, daß ihn auch hier die kleinen Dornen stechen würden, die seit seinem Eintritt in Gerikon ihn geplagt hatten. Den Hut in der Hand, hielt er sich bescheiden im Hintergrunde.

Elise trat an das Geländer heran.

Schultheß erhob sich. Er schien etwas auf die Mieterin zu halten, denn er war freundlich, wenn er auch den Amts- und Würdenmann herauskehrte.

„Das ist mein Bruder,“ stellte Elise Magnus vor.

Dieser trat näher.

Schultheß reichte ihm die fleischige Rechte oder wenigstens zwei Finger davon, ihn zugleich ein wenig von sich abhaltend, als wolle er ihm gleich bedeuten, wo er hingehöre.

„So — so, sind Sie gekommen,“ sprach er in die Luft hinaus.

„Sehen Sie sich um,“ fuhr er fort. „Alle diese Schreibereien“ — er ging um die Tische

herum und küpfte da und dort ein paar aufeinandergehäuften Aktenblätter in die Höhe — „sind noch zu erledigen. Jetzt haben sie mir auch noch das Grundbuch überbunden, und das Zivilstandsregister habe ich, und zum Kirchneratschreiber wollen sie mich auch haben.“

„Es ist mir lieb, wenn Sie morgen gleich anfangen,“ bestimmte er zuletzt.

Im Ebnet erklärte sich gern bereit. Er sprach mit der leisen, heiseren Stimme und in der schüchternen Art, die er aus seinen Bülberjahren hatte.

Elise war beiseite gestanden. Ihr schien, daß der Besuch ein Ende nehmen könnte.

„Wir können jetzt wieder gehen,“ unterbrach sie mit harter Stimme.

Der Bruder gehorchte sogleich. Er hörte, wie sie aufatmete, als sie die Türklinke wieder in Händen hatte.

„Bis morgen,“ sagte der Schreiber. Er saß schon wieder vor seinem Buche.

Als die Geschwister in ihren Flur hinunterkamen, schien Elise unschlüssig, was nun werden sollte.

Magnus fühlte heraus, daß er ihr helfen mußte.

„Ich will auf meine Stube gehen,“ sagte er. Sie trennten sich.

Er fand das dunkle Flurende und seine Tür. Dann war er allein. Mitten in seiner Stube blieb er stehen. Er lauschte hinaus, ohne es zu wissen. Er war wieder mit der stummen Taube allein, die ihn jetzt mit ihrem Girren daran mahnte, daß sie da sei. Er atmete tief, aber ein Druck, der auf seiner Brust lag, wich nicht. Er war doch recht fremd hier.

Das Fenster des Zimmers stand offen. Draußen lag die blumige Wiese, standen blühende Bäume. Abendwärme quoll herein, und die Stimmen der Insekten summten unterm Fenster. Das war schön! Schön, das zu sehen und zu hören von einem Raum aus, wo niemand einen sah.

Im alten Schreibtisch seines Vaters, der schon auf dem Bauernhofe des Vormundes in seiner Stube gestanden, steckte der Schlüssel. Er legte seinen Hut weg und setzte sich, die Klappe herunterlassend, vor den Sekretär. Auf's Geratewohl zog er ein paar der kleinen Schubladen auf, die darin waren. Sie waren alle gefüllt. Natürlich! Das waren die Dinge, die

sonst der Vormund in Verwaltung gehabt hatte und die dann wohl an die Schwester übergegangen waren, Dinge, die aber ihm gehörten. In einem Mittelfach lag Papier und stand ein Tintenfaß. Es fiel ihm ein, daß er dem Anstaltspfarrer schreiben könnte. Er wollte ihn darum angehen, ihm seine Sachen durch die Post zu schicken, da der Gemeindefschreiber ihn nun doch schon morgen zur Arbeit haben wollte.

Unterm Schreiben wurde ihm das Herz warm. Er erinnerte sich, wie gut der Pfarrer Ott zu ihm gewesen. Der Dank dafür quoll in seinen Brief.

„Es ist seltsam, in einer ganz anderen Welt zu sein,“ schrieb er zum Schluß.

Nachdem er den Brief beendet, kramte er in seinen Schubladen weiter. Er fand Briefe seiner Eltern, Rechnungen von der Hand des Vormundes, die er mit einem leisen Schaudern wieder hinlegte, wo er sie genommen. An einem anderen Ort lagen Wertpapiere und ein Rechnungsbuch mit Eintragungen der Schwester. Sie hatte seine Geschäfte wohl besorgt. Es war

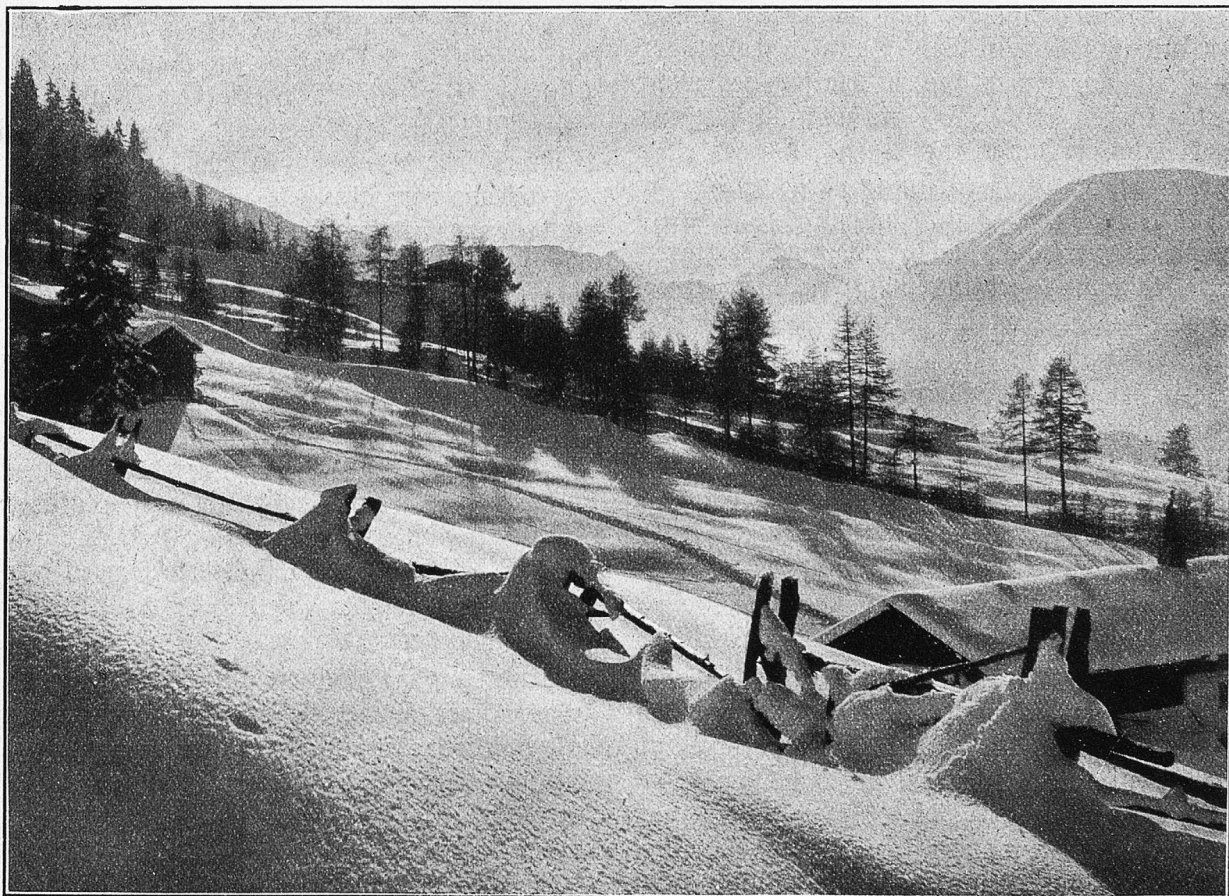
ein kleines Vermögen da für ihn beisammen. Unter den Wertpapieren lagen ein paar Anleienslose. Er sah sie durch, denn er hatte nie welche gesehen. Wie töricht, dachte er, derlei zu kaufen, derlei Hoffnungen auf Zufall zu hegen.

Noch während er ordnete, kam Elise. Sie begann ihm allerlei zu erklären, was auf den Schrankinhalt Bezug hatte, und wurde dabei ganz eifrig. Das Geld und die Freude am Gelde schien sie vergessen zu machen, was ihr sonst am Bruder nicht recht war.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen saß Magnus Im Ebneth in der Stube des Gemeindefschreibers. Der Tag war nicht mehr so hell wie der gestrige. Die Sonne kam nur dann und wann zu Besuch und war bleich und dünn wie ein Geist. Der Himmel war grau, und an der Berglinie im Westen schoben sich Regentwolken herauf.

Magnus hatte keiner langen Einführung bedurft; er bekam einen Stoß Grundbuchzettel



Winterstimmungsbild in Davos.

Phot. G. Meerkämper, Davos.

und mußte sie in einen Folianten eintragen. Er hatte die Nacht gut geschlafen, mit einer fast sorglosen Seele sich erhoben, die Schwester begrüßt, sein Frühstück empfangen und seine stille Laune nicht verloren, obwohl Elise nur das Nötigste sprach. Jetzt beugte er sich über sein Buch und war ganz erfüllt von der Wohltat, eine Pflicht zu haben. Er dachte nicht weit nach und vergaß sogleich selbst den ihn über die Brille hinaus beobachtenden Schreiber, so sehr sagte es ihm zu, mit sauberer, kleiner Schrift Bemerkungen, Maße und Zahlen in die Buchkolonnen zu setzen. Er malte mehr als er schrieb und freute sich an der zierlichen Form der Buchstaben und Nummern.

Schultheß, der einmal über seine Schulter sah, sagte: „Eine schöne Schrift haben Sie.“

„Danke, Herr Gemeindefschreiber,“ erwiderte er und war ganz der Knecht neben dem Brotgeber und des Lobes froh.

Als er etwa eine halbe Stunde so gearbeitet hatte, kam Schultheßens Frau herein. Sie tat leise die Tür auf; er sah sie nicht und achtete gar nicht darauf, daß jemand eingetreten war. Er fühlte nur plötzlich, daß man sich hinter ihm mit ihm beschäftigte. Dann gewahrte er ein Weib mit einem spitzen Klatschbasengeficht mitten in der Stube. Sie grüßte nicht, sondern starrte ihm so lange ins Antlitz, daß er eben fragen wollte, was sie wünsche. Da wendete sie sich ihrem Manne zu und machte eine weithergeholte Bemerkung, die ihr Kommen erklären sollte. Magnus erkannte, daß sie nur seinetwegen und aus Neugier da war. Es störte ihn und machte ihn unruhig.

Im Laufe des Morgens ereigneten sich mehr Dinge, die sein Gleichgewicht beeinträchtigten. Er hatte nach dem inzwischen wieder erfolgten Abgang der Gemeindefschreiberin noch nicht völlig sich selbst wiedergefunden, als zwei Söhne derselben die Tür aufrißen und die Köpfe hereinsteckten.

Der Schreiber schimpfte eins, und sie schlugen die Tür wieder ins Schloß.

Aber nach abermals einer Weile brachten dieselben Knaben dem Vater ein Vesperbrot und hatten ein drittes Geschwister, ein etwa sechsjähriges Mädchen, bei sich, das des Vaters gar nicht erst achtete, sondern sich dicht vor Magnus aufpflanzte und, den Finger im Munde, ihn ähnlich der Mutter wie ein Wundertier an-

gaffte. Bald nahmen auch die Buben an der Musterung teil.

Es möchte jedem Neuen so gegangen sein, allein Im Ebnet spürte, daß ein Ungewöhnliches ihn zum Mittelpunkt der Familienteilnahme machte. Er hatte ein geflüstertes: „Das ist er jetzt“, gehört und ergänzte es sich selbst: Der aus dem Zuchthause. Er fühlte sich auf seinem Stuhl unsicher, hätte sich lieber unter dem Tisch verborgen.

Später kamen Leute von auswärts ins Zimmer. Sie hatten Geschäfte mit dem Schreiber und musterten ebenfalls den neuen Gehilfen. Bei einigen gewann Magnus wiederum den Eindruck, daß er die Ursache ihres Kommens und die Geschäfte der Vorwand waren.

Schultheß mußte mit einem solchen Besuch hinausgehen. Er gelangte bis an die Tür, drehte sich dort plötzlich um, ging zu seinem Pult zurück und schloß es geräuschvoll ab, ehe er die Stube verließ. Es war ihm eingefallen, er könnte den Gehilfen mit dem offenen Pulte und einigem Gelde darin nicht allein lassen.

Magnus Im Ebnet hielt mit Schreiben inne. Er schaute sich um, sah dann aus dem Fenster. Ein paar Regentropfen flikten mit einem silbrigen Aufleuchten an diesem vorbei. Magnus seufzte. Es war doch nicht so leicht, jetzt wieder hier draußen zu sein. Man sollte sich besser verbergen können. Aber zu verdenken war es den Leuten am Ende nicht. Sie waren mißtrauisch! Ganz recht — er hatte zwar nicht wegen Diebstahls gefessen, aber — Verbrechen war Verbrechen, und die Leute hatten ihr Recht zur Vorsicht. Auch zur Neugier. Es geschah hier auf dem Dorfe gewiß wenig von Bedeutung. Also mußte seine Ankunft doch Aufsehen machen. Und wenn sie es mit dem Gassen zu auffällig machten, je nun, manche Leute hatten es eben nicht anders in sich, wußten es nicht besser. So sprach er sich selber zu. Aber weh tat es ihm doch.

Und weh tat es ihm, als am Abend desselben Tages Schultheß, der Gemeindefschreiber, das Postbuch mit ein paar Wertsendungen richtete und dabei sagte: „Sie müssen dann noch zur Post, Im Ebnet,“ dann aber eine Viertelstunde später seine älteste Tochter an seiner Stelle schickte, als habe ihn der Auftrag an ihn selbst gereut.

Er stand gerade vor einem Häuflein Briefe, auf die er Marken klebte, als die Berta Schultheß eintrat. Das große, blonde Mädchen mit der von Arbeit im Garten gebräunten Haut, zähen, eckigen Gliedern, großen blauen Augen und einem schönen, stillen Gesicht, sah ihn ruhig an, wünschte ihm freundlich Guten Tag und war der erste Mensch, an dem er keinerlei aufdringliche Neugier bemerkte. Ihre Erscheinung kam ihm nicht sogleich wieder aus dem Gedächtnis, und er empfand eine dankbare Freude, als sie ihm an diesem Tage noch einmal begegnete, ihm wiederum dasselbe schlicht-freundliche Wesen zeigend.

Am Abend saß er auf seiner Stube. Seine Habseligkeiten waren schon gekommen und ein freundlich ermunternder Brief des Anstaltspfarrers. Er dachte über diesen und über den verlebten Tag nach. Er war nicht länger bei der Schwester drüben geblieben, als die Mahlzeit erfordert hatte. Es schien ihm besser so, und er sah voraus, daß es fortan so bleiben werde; es war ihnen beiden wohlher, wenn sie nicht zu sehr aneinander erinnert wurden. Die Stille der Stube erfüllte ihn mit Ruhe. Die Blicke, das Wesen, die Worte der Menschen stachen wie Messer oder wie wetterglühende Sonne. Das Alleinsein war besser. Ob das nun immer so bleiben würde? Wahrscheinlich! Nein, sicher! Aber er — war ja selbst schuld daran.

Wie schon oft in den vielen, vielen Jahren stieg die Vergangenheit in ihm auf. Daß er das getan hatte! Heute wie die hundert anderen Male brannte ihn die Neue. Aber was half es? Es war nicht auszulöschen, nicht wegzuwünschen. Das ganze Leben hindurch mußte es nun ertragen sein. Und das Wesen der gerechten Menschen dazu. Denn gerecht waren sie, daran ließ sich nicht rütteln. Die Berta freilich — aber die war vielleicht mit ihren Gedanken ganz wo anders gewesen. Und ihr Mißtrauen, ihre Mißachtung würde sich schon noch zeigen.

Im Ebnet ächzte. Was er trug, war schwer. Mit hastigen, zitternden Händen griff er nach der Taube, die auf dem glatten Tisch herumtrippelte. Er preßte sein Gesicht an ihr Gefieder. Sein Herz hatte Durst nach Liebe.

Aber als er sich später niederlegte, schlief er doch bald ein. Über seinem Fenster standen

klare Sterne. Dennoch ist es dir gut ergangen, dachte er im Einschlafen, denn du bist frei von Strafe.

Aus dem ersten Tage wurden die anderen, aus den Tagen Wochen. Sie glichen einander stark, die Tage und Wochen. Manchmal waren sie voll beruhigender, mit Zufriedenheit erfüllender Arbeit. Manchmal brachten sie Widrigkeiten.

Magnus war einmal gegen des Gemeindeforschreibers Kleinsten freundlich und legte ihm die Hand auf den Kopf. Das sah die Schultheßin, riß das Kind hinweg und sah ihn mit einem Blick an, als hätte er die Pest.

Einmal machte er in einem Buche einen Fehler, und Schultheß, der sich leicht aufregte, wurde grob und warf ihm das Wort an den Kopf: „Passen Sie besser auf! Für so flüchtige Arbeit kann ich mir einen anderen nehmen als Sie.“

So gähnte ihn zeitweilig die Verachtung an.

Die Schwester veränderte sich nicht. Sie verkehrte wortkarg, aber freundlich mit ihm, in Gesellschaft dritter aber schämte sie sich seiner sichtlich.

Am schlimmsten waren die Sonntage. Er konnte nicht auch sie noch in seiner Hinterstube verbringen. So zog er aufs Land hinaus und suchte sich wenig begangene Wege. Aber auf dem Hin- und Herwege traf er doch Menschen. Sie stießen sich an, wenn er vorüberging. Ein Betrunkener rief ihm das Wort „Zuchthäusler“ nach. Das Blut fuhr ihm ins bleiche Gesicht, und sein Herz klopfte, aber er biß die Zähne zusammen und schlich zurück in seine Einsamkeit.

Eines Tages nahm der Gemeindefschreiber mit seiner Frau an einer Hochzeit in einer nahen Stadt teil. Er schloß sorgfältig alle Schubfächer ab, aber Magnus wurde angewiesen, in der Schreibstube zu bleiben und Rede zu stehen, wenn jemand den Schreiberamtsmann sprechen wollte.

Vielleicht war die Berta beauftragt worden, eine Art Oberaufsicht über Magnus zu führen, denn sie kam schon bald nach dem Weggang der Eltern und machte sich an des Vaters Pult zu schaffen. Magnus hatte sie in letzter Zeit stets nur flüchtig gesehen. Sie grüßte ihn aber mit freundlicher Bescheidenheit, als schulde sie dem Vertreter des Vaters Ehre.

Magnus verließ sein Pult nicht. Sie aber begann vom ihrigen herüber ein Gespräch. „Sie haben eine zahme Taube, nicht wahr. Herr Im Ebnet?“

Er mußte sich ihr zudrehen und bejahte ihre Frage.

Sie sagte: „Ich habe sie schon auf Ihrem Fenstergesims sitzen sehen.“

Dabei staunte sie ihn mit ihren warmen Augen zutraulich an. Sie stand mit seiner Schwester gut. Das spröde, arbeitssame Frauenzimmer gefiel ihr, und wiederum sagte ihr helles Wesen jener zu. Das machte, daß die Berta auch für den Bruder ein gutes Gemüt hatte. Nun sah sie seine hageren Hände und Gelenke, die seltsame Zartheit seines Gesichtes, die von der Vieljährhaft herrührte und sich wohl nie mehr verlor, und ihr Herz füllte sich mit Mitleid. Sie vergaß nicht, welcher Makel an ihm haftete; Vater und Mutter hatten dafür gesorgt, daß sie davon Kenntnis hatte. Der Vater hatte noch gestern gesagt, es reue ihn, daß er der Bitte der Elise Im Ebnet nachgegeben und den Bruder als Gehilfen angenommen habe. Es sei kein angenehmes Gefühl, den ganzen Tag einen Mörder neben sich im Zimmer sitzen zu haben. Die Mutter — ach — die Mutter ließ erst recht keinen guten Faden an dem fremden Mann und meinte, derlei Menschen sollten überhaupt nicht am Leben gelassen werden. Sie war sehr streng, die Mutter. Aber — sie war es auch gegen den Vater, und es war nicht immer Friede im Hause, und sie, die Berta, konnte nicht alles gutheißen, was die Eltern sagten und taten, darum hatte sie jetzt auch über Magnus Im Ebnet ihre eigene Meinung. Es schien ihr eine stille Würde über ihm zu liegen. Sein Gesicht trug nicht mehr den Ausdruck der Schuld, sondern seine Augen blickten ruhig und gütig.

Sie setzten die Unterhaltung fort. „Der schöne weiße Vogel macht Ihnen gewiß Freude?“

Er erzählte ihr, wie er ihm zugeflogen. „Die Taube war lange, lange und ist vielleicht jetzt noch mein einziger Freund,“ schloß er.

Das klang traurig. Die Berta hatte es auf der Zunge, zu sagen: Es gibt auch Menschen, die es gut mit Ihnen meinen. Wenn sie es aber auch nicht sagte, spürte er doch etwas da-

von aus ihrem Wesen. Es wurde ihm ganz seltsam zumute.

Berta mochte nicht von der Strafanstalt sprechen; es schien ihr nicht am Platze. Doch war es schwer, nicht darauf zu kommen, da in seinem Leben so wenig anderes gewesen war. Da berührte er es selber. „Vielleicht haben Ihre Eltern es nicht gern, wenn Sie so lange mit mir sprechen,“ sagte er. „Sie wissen, woher ich komme.“

Ihre blanken Augen wurden dunkel. „Ich habe in solchen Sachen meinen eigenen Willen,“ entgegnete sie.

Er wunderte sich über ihre Tapferkeit.

„Es war gewiß furchtbar,“ sprach sie dann.

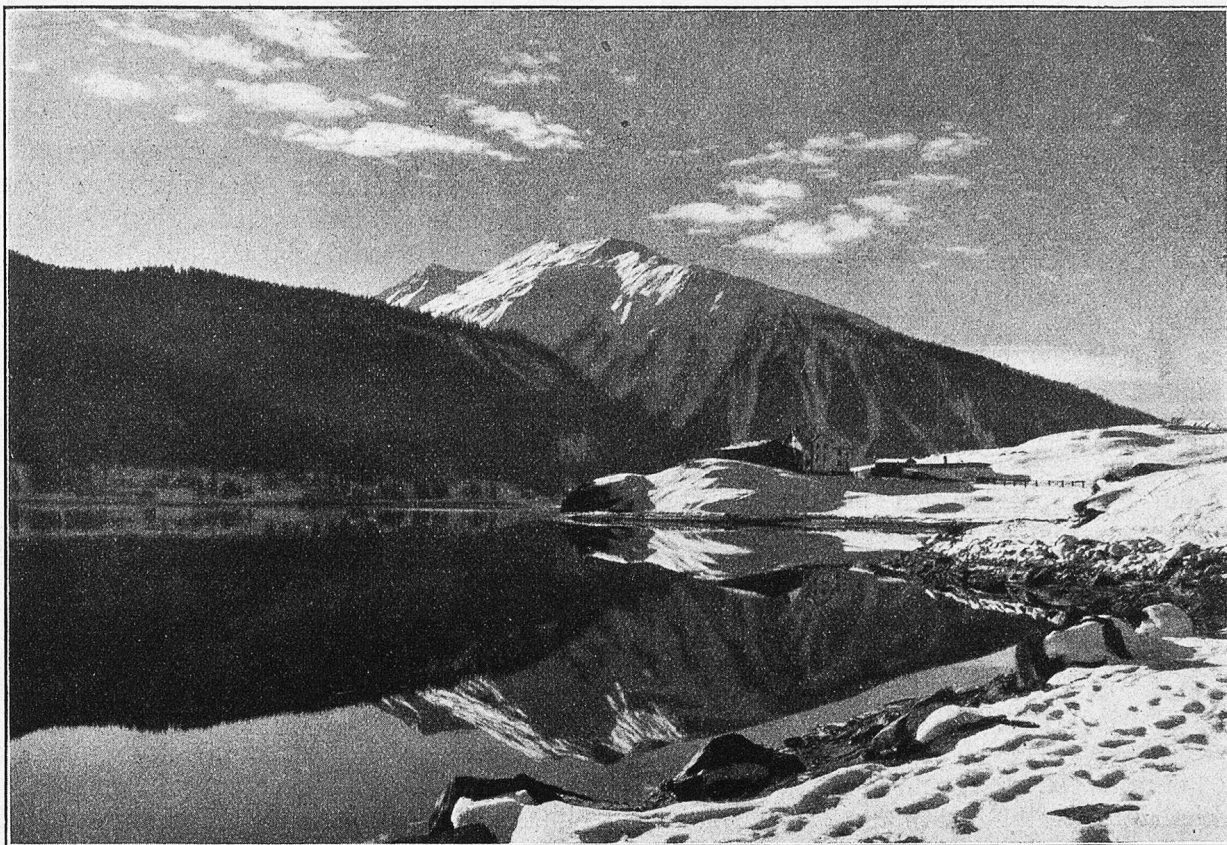
„In der Anstalt?“ fragte er dagegen und fuhr weiter: „Es war eine sehr lange Zeit, aber — man hatte Muße, nachzudenken.“

Sein tiefer Ernst ergriff die Berta. Sie fand gar keine rechten Worte mehr.

Sie stand dann auf und entfernte sich mit der Bemerkung, daß sie nach den Geschwistern sehen müsse.

Aber das Gespräch hatte eine Art Freundschaft zwischen ihr und Magnus eingeleitet.

Sie kamen am gleichen Tage noch mehrmals zu kleinen Unterhaltungen. Dann gingen sie nicht mehr aneinander vorbei, ohne zu grüßen oder ein Gespräch anzuknüpfen. Sie sahen sich auch in der Im Ebnet'schen Wohnung. Hier fiel Berta das schroffe, verschlossene Wesen, das Elise gegen den Bruder zeigte, auf und veranlaßte sie, um so freundlicher zu sein. Wenn Magnus abends über seinen Tag nachsann, drängte sich immer wieder des Mädchens Bild in seine Gedanken. Manchmal staunte er über sich selbst. Er hatte kaum Frauen gekannt, erinnerte sich wohl an Schäkereien und Neckereien mit Mädchen in seiner Jugendzeit, aber nicht eine einzige Erscheinung erhob sich ihm deutlich aus dem Nebel der Vergangenheit. Und jetzt? Er hatte nie darüber nachgedacht, daß er irgendwie sich noch mit den Frauen unter den Menschen abfinden müßte. Er hegte väterlich-freundliche Gefühle für die Berta. Manchmal bewegte ihn eine große, dankbare Freude, wenn er an sie dachte, darüber hinaus aber erzog er die Art seines Verhältnisses zu ihr nicht.



Stimmung am Davosersee.

Phot. E. Meerkämper, Davos.

Allmählich nahmen die Begegnungen mit ihr für ihn etwas Festliches an und bildeten einen Wert für ihn, der ihm manches ersetzte, was er entbehrte. „Hans, Hans,“ plauderte er mit der Taube und streichelte sie zärtlich, und dabei war ihm, als müßte er dem Tier sagen: Weißt du, daß wir einen guten Freund haben?

Die Zeit ging.

Ein guter Arbeiter war Im Ebnet, dachte der Gemeindefreiberer. Und als er einmal besonders zufrieden mit ihm war, setzte er sich auf das hohe Roß seiner eigenen Ehrbarkeit und platzte heraus: „Sie, ich begreife eigentlich nicht von Ihnen, wie Sie das haben tun können.“

„Was?“ fragte Magnus arglos.

„Nun, den Mord,“ entgegnete jener.

Magnus schoß das Blut zu Herzen. „Es gibt so viele Rätsel im Leben,“ antwortete er dann.

Der andere fuhr mit derselben Plumpheit weiter: „Ich verstehe einfach nicht, wie man einen Menschen umbringen kann. Man sieht es Ihnen auch gar nicht an. Sie sehen

aus, als täten Sie keinem Tierlein etwas zuleide.“

„Das tue ich auch nicht mehr,“ erwiderte Magnus.

Der Moralmenschen auf dem anderen Stuhl strich sich den grauen Bart und sprach selbstgefällig: „Ich selber bin ja auch nicht so, aber viele Leute werden Ihnen das halt nicht nachsehen. Meine Frau zum Beispiel. Sehen Sie, sie würde Sie nicht in ihre Stube treten lassen.“

„So?“ sagte Magnus. Er heftete den stillen Blick auf sein Gegenüber. Eigentlich hörte er den Schluß von dessen Rede nicht recht, sondern lauschte mehr nach innen. Da redete ihm ja etwas längst dasselbe vor, was jener ihm zu Gemüt führte.

Schultheß zeigte sich aber von da an oft zu Gesprächen aufgelegt. Im Ebnet machte sich ihm sehr nützlich, ohne daß er selbst sich dabei groß verköstigen mußte. Wenn er daher mit ihm allein war und Freundlichkeit ihn nicht vor anderen bloßstellte, ließ er es daran nicht fehlen. Im Beisein Dritter tat er, als wäre der Gehilfe nicht da.

Alles das wußte Magnus. Aber er ging seinen schlichten Weg. Der führte ihn nicht weit. Von der Schreibstube in sein Hinterzimmer, manchmal in die Stube der Schwester und wiederum manchmal ins Freie. In der Stube Elisens war es ihm immer ein wenig kühl und dunkel. Elise zog meistens die Läden zu; aber auch sonst wäre keine Wärme darin gewesen. Die Geschwister konnten sich nicht ineinander finden. Sie schwiegen immer noch über das Vergangene, und es redete doch in ihnen.

Die Berta kam hie und da und brachte ein wenig Leben. Sie rüttelte Bruder und Schwester auf. Zu dritt konnten sie von Alltagsdingen ganz gemütlich reden.

Einmal wollte Berta die Taube sehen, und Magnus führte sie hinüber in sein Zimmer. Elise folgte ihnen nicht, wie sie erwartet hatten. Da berührte es sie seltsam, daß sie so ganz für sich waren; aber sie empfanden es als etwas Schönes. Nachdem Im Ebnet die Zahmheit des weißen Tierchens ihr dadurch bewiesen hatte, daß er es ihr in den Arm legte und den Kopf ihr anschmiegen hieß, zeigte er Berta ein paar seiner Bücher. Sie wunderte sich, was für ernste Dinge er las, und bewunderte ihn ein wenig darum. Sie hatte von nun an das Empfinden, daß sie von ihm lernen konnte und daß er in manchen Bildungsdingen ihren Eltern und ihrer Umgebung überlegen war. Sie stießen auf einen Band Gedichte eines neueren Meisters. Berta sagte, daß sie Gedichte sehr liebe, kannte aber diese nicht, und Magnus rühmte die Verse und las ihr zwei kurze Strophen vor. Sie wurde von seiner leisen Stimme, in deren Tiefe ein voller, schmerzlicher Ton ähnlich einer Begleitsaite klang, merkwürdig ergriffen.

„Das war sehr schön,“ sagte sie.

Auch er war unbewußt bewegt durch die Tatsache, daß hier jemand war, der von ihm, dem am Leben Verarmten, etwas empfing. In einer Aufwallung von Glück legte er die Hand auf die Bertas. Sie spürte die eigentümliche Weichheit seiner Finger, und die Berührung weckte in ihr ein Gefühl leiser Bärtlichkeit, wie eine Schwester es für den Vater oder älteren Bruder hegt.

An diesem Abend sagte droben die Mutter im Beisein des Vaters schroff zu ihr:

„Wie du nur mit dem Kerl, dem Im Ebnet, reden magst! Das schickt sich nicht, merke dir's!“

Sie war von den Worten überrascht, weil sie nicht wußte, daß ihre Begegnungen mit Im Ebnet aufgefallen waren. Sie antwortete nicht, aber es lehnte sich in ihr etwas gegen die Mutter auf, und sie war nicht gesonnen, ihr zu gehorchen.

An einem Samstag erschienen Korber in Gerikon. Ein Planwagen, an dessen Deichsel ein kleines mageres Pferd und der dunkelhaarige Korbflechter selbst zogen, barg die zahlreiche Familie. Sie brauchten einen Erlaubnisschein, um im Dorf allfälligen Kunden nachgehen zu dürfen. Eines der vielen Kinder, die unterm Tuche im Wageninnern herumkrabbelten, ein etwa sechzehnjähriges Mädchen, kam um dieses Scheines willen auf die Kanzlei. Der Gemeinbeschreiber war im Schulhaus in einer Ratsitzung, aber die Berta begegnete dem Korbermädchen auf der Treppe und zeigte ihm den Weg. Magnus Im Ebnet sah mit Verwunderung die zwei Mädchen bei sich eintreten. Noch nie war ihm die Ordentlichkeit der blonden Berta so aufgefallen. Sie nahm sich in ihrer hageren, frischen, blonden Sauberkeit sonntäglich aus neben dem anderen Mädchen. Dennoch war auch das Korberkind eines Blickes wert. Nacktfüßig, das dunkelbraune Haar in unordentlichen Fetzeln aus einer vielleicht am Vortage schlecht gemachten Frisur auf die Schultern hangend, das Kleid schmutzig und abgerissen, lehnte sie an der Tür, während Berta Im Ebnet erklärte, was sie wollte. Gesicht, Füße und Hände waren braun und verstaubt, die Züge aber wohlgebildet. In den großen grauen Augen lag ein merkwürdiger, aus Neugier, Zudringlichkeit, Verwunderung und Schvermut gemischter Ausdruck.

„Wie heißt du?“ fragte Magnus, mehr aus Gewohnheit, als weil es ihn wunderte.

„Lukretia,“ antwortete die Korberin, „Lukretia Blank.“

Im Ebnet beriet mit Berta, ob er den Erlaubnisschein ausstellen dürfe. Dabei kehrte sein Blick zum Gesicht des zerlumpten Mädchens zurück. Hatte er es schon irgendwo gesehen oder was gab ihm die seltsame Empfindung einer Gemeinsamkeit, einer inneren Beziehung?

„Diese Federleute haben auch nicht viel Gutes,“ sagte er leise zu Berta.

Diese entschied indessen in ihrer entschlossenen Art, daß der Ausfertigung des Scheines nichts im Wege stehe. Die Lukretia bekam ihre Schrift.

Sie hatte sich nicht vom Plaze bewegt und aufmerksam die langen, schlanken Schreiberfinger beobachtet. Kaum dankte sie Im Ebneth, der ihr das Papier reichte, sah ihn noch einmal an, als ob sie gern etwas gesagt hätte, und ging dann. Um die Berta kümmerte sie sich nicht.

Diese blieb noch einen Augenblick in der Stube, als die Bettlerin hinaus war.

„Vielleicht hätte ich dem Kinde ein Almosen geben sollen,“ sagte Magnus, bestürzt über seine Vergeßlichkeit.

„Das wäre noch eher an mir gewesen,“ erwiderte das helle Mädchen.

Aber gleichzeitig empfanden beide unbewußt eine leise Freude, weil sie in einer Regung ihrer guten Herzen übereinstimmten.

(Fortsetzung folgt.)

Nacht.

Es steigt die milde Nacht herauf,
Die Sterne kreisen ihren Lauf.
Die Bäume träumen tief und schwer,
Und eine Wolke zieht daher.

Tief unten rauscht der Wasserquell,
Der Mond beglänzt ihn klar und hell;
Die Wolke leis im Raum zerfließt,
Und innig mich die Nacht umschließt.

Sie raunt mir zu ein altes Lied:
Der Tag verging; die Welt ist müd,
Die Sehnsucht, wie ein dunkles Leid
Durchwandert still die Ewigkeit.

Josef Witz-Stäheli, Zürich.

Glaube mir, es kommt, weiß Gott, in der Jugenderziehung auf Kleinigkeiten an.

Von Emil Gohauer, Waisenbater, Zürich 7.

(Fortsetzung.)

Zu dieser Furcht vor dem unbestimmten Etwas gesellt sich dann gar bald die Angst vor der Strafe. Wieviel wird im Strafen gesündigt! Auf der einen Seite hört man: eine Ohrfeige zur rechten Zeit bringt Segen; Luther sagt: der Apfel muß bei der Rute liegen, und der Großteil der modernen Pädagogen verkündet: fort mit der Strafe, sie ist des Kindes unwürdig!

Wir wollen uns einmal klar machen, was in der Seele eines Kindes vorgeht, wenn es durch Schläge erzogen wird nach dem bekannten Satz: „Eine Hufe schadet nichts, wir haben auch bekommen und sind doch groß geworden.“

Da kommt ein Kind immer unregelmäßig zu Tisch. Ordnung und Pünktlichkeit sind Tugenden, ohne die das Leben zerflattert. Auch allerlei Unsauberkeiten des Geistes werden durch diese beiden Wächter der Sittlichkeit abgewehrt. Wir verlangen deshalb rechtzeitiges Erscheinen. Ohne

Erfolg! Wir warnen, wir drohen und sagen endlich: „Wer nicht hören will, muß fühlen.“

Das Röhrchen kommt und spricht. In vielen Fällen siegt es und zeitigt Erfolg. Was ist nun geschehen? Was früher zur Verspätung lockte, waren meist geistige Interessen. Das Spiel verschlang die ganze Aufmerksamkeit. Es war so lustig bei den Kameraden, daß man sogar das Essen vergessen hatte. Nun kam die Züchtigung. Wenn die Stunde wiederkehrt, regt sich die Erinnerung an die erlittenen Schmerzen. Der Körper lehnt sich gegen das neue Unheil auf, das diesmal drohend geahnt wird. Das Bedürfnis, der Strafe auszuweichen, also der Wunsch nach sinnlichem Behagen, gewinnt die Oberhand. Das drängt sich nun gegen jene genannten geistigen Interessen in den Vordergrund. Der Wunsch, eine unbeschädigte Sitzfläche zu haben, wirkt stärker als die Kameradschaft und das Spiel.

Wodurch hat also das Röhrchen gesiegt?